Nro 77. MONTAG den 13. OCTOBER 1834.

Warschauer Correspondent.

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich zwey Nummern, Montag und Donnerstag Mittag. Monatlicher Pränumerationspreis im Orte 3 Gulden poln. Auswärtige können auf allen Postämtern und Poststationen vierteljährig für 12 Gulden 18 gr. poln. pränumeriren.

INLÆNDISCHE NACHRICHTEN.

St. Petersburg den 23 Sept. Se. Maj. der Kaiser von Russland haben bei Gelegenheit der Einweihung der Alexanderssäule das nachstehende Handschreiben an Se. k. Hoh. den Prinzen Wilhelm, Sohn Sr. Maj. des Königs von Preussen erlassen: « Mein Herr Vetter und sehr werther Schwager! Die freundschaftlichen Gesinnungen, von denen Se. Maj. der König, Ihr erhabener Vater, Mir unausgesetzt die liebreichsten Beweise gibt, haben eben wieder einen Meiner theuersten Wünsche erfüllt. Die Feier des dem Andenken Meines zärtlich geliebten Bruders, des verewigten Kaisers Alexander, gewidmeten Tages vereinigt am Fusse des zu seinem Ruhme errichteten Monuments diejenigen Soldaten beider Heere, welche Zeugen dieses Ruhmes waren. Die von Sr. Maj. dem Könige gewählten Veteranen, die dazu berufen sind, den Kern der preuss. Monarchie unter uns zu repräsentiren, geben Zeugniss in den Augen des gesammten Europa, von der Waffenbrüderschaft, welche beide Souveräne zwischen ihren Völkern gestiftet haben, und welche die göttliche Vorsehung gnädig gesegnet hat, indem sie ihnen gemeinschaftlich unvergängliche Erinnerungen des Nationalruhmes verlieh. Ew. k. H. selbst sind diese Erinnerungen ins Herz gegraben, denn die ersten Tage, die sie dem Dienste Ihres Landes widmeten, wurden durch Kämpfe jener denkwürdigen Epoche bezeichnet. Aus diesem Grunde hat auch Ihr erhabener Vater das Kommando der Tapferen, die das russische Heer sich glücklich schätzt, heute als Brüder zu empfangen, *Ihnen* übertragen, und auf diese Weise der Erkenntlichkeit, die Ich ihm schuldig bin, einen neuen Bewegrund geliehen. Da Ich dieses Ereigniss durch einen Beweis Meiner Ihnen gewidmeten brüderlichen Anhänglichkeit bezeichnen will, so wünsche Ich, Ew. k. Hoh. mit dem St. Wladimirorden 1. Klasse, den Ich Ihnen hiermit übersende, geschmückt zu sehen. Der Wahlspruch, den er trägt: «*Verdienst, Ehre* und *Ruhm*," ist von jeher der Ihrige gewesen. Möge er Sie stets an die Feier dieses Tages und an die unveränderliche Zuneigung mahnen, die Ich Ihnen immer widmen werde. Mit Vergnügen wiederhole Ich Ihnen hiermit diese gewiss aufrichtige Zusicherung, so wie diejenige der ausgezeichnetsten Hochachtung, womit Ich bin, Mein Herr Vetter und sehr werther Schwager, Ew. k. H. freundschaftlichst ergebenster Schwager und Vetter. (*gez.*) Nikolaus. *St. Petersburg den 30. Aug. (11. Sept.)* 1834.

ZEITUNGS NACHRICHTEN.

Berlin den 22 Sept. Das neue Schulgesetz enthält in seinen 50 Paragraphen auch den, dass die Gymnasien in der Provinz Posen überall die deutsche Sprache anzuwenden haben, und von den abgehenden Schülern in Betreff dieser Sprache dasselbe verlangt werden müsse, wie in den übrigen Provinzen.

— *Paris den 22 Sept.* Bisher hatten sich nur die Oppositions-Blätter über die Gleichgültigkeit der Wähler gegen die ihnen zustehenden Rechte beklagt; heute stimmt nun auch das *Journal des Débats* in diese Klagen ein aber es sucht die Wähler zu entschuldigen und schmiedet sich aus ihrer Apathie eine Waffe gegen die von so vielen Seiten verlangte Wahl-Reform. Der betreffende Artikel lautet etwa folgendermassen: »Es scheint, dass eine grosse Anzahl von Wählern es trotz der wiederholten Aufforderungen der Verwaltung vernachlässigen, sich in die Wahllisten eintragen zu lassen. Den Journalen zufolge, beläuft sich die Zahl der Säumigen allein im Departement der Seine auf 6000. Es ist allerdings wahr, dass sich seit 4 Jahren die Wahl- und politischen Functionen bei uns fast in's Unendliche vervielfältigt haben. Es wird dem öffentlichen Geiste vielleicht etwas schwer, der Schnelligkeit unserer Reformen zu folgen. In allen Dingen soll die Wahl entscheiden. Kaum sind die Wahlen der National-Garde beendigt, so muss man sich zu den Wahlen der Municipal-Conseils begeben. Kaum hat man Zeit gehabt, sich hiervon zu erholen, so wird man wieder aufgefordert, sich zu den Wahlen des Departements-Conseils einzufinden. Eine Königl. Verordnung löst die Kammer auf, die jetzt nur eine 5jährige Dauer hat, und schon wieder wird man in die Wahl-Kollegien berufen, die man nur verlässt, um vielleicht seinen

Sitz als Mitglied der Jury einzunehmen. Das öffentliche Leben ist sehr thätig bei uns geworden. Und es sind nicht etwa Aristokraten oder Müssiggänger, welche das Gesetz so oft uud in so kurzen Zwischenräumen auf die Beine bringt; es sind nicht Leute, die von ihren Renten leben, und die zur Erfüllund ihrer Bürgerpflichten etwa nur eine Jagd- oder Vergnügungs-Partie zu opfern haben. Als das Gesetz die Wahl-Functionen vervielfältigte, liess es auch eine weit grössere Anzahl von Wählern zu. Der grösste Theil derselben sind kleine Grund-Eigenthümer, Kaufleute, Landleute, für die ein Arbeitstag weniger ein bedeutender Verlust ist. Man darf sich daher über die Art von Widerstand, den ein Theil der Wähler den Wohlthaten des Gesetzes leistet, nicht zu sehr wundern und nicht zu sehr betrüben. Es ist die augenblickliche Wirkung einer Gesetzgebung, welche den Fortschritten der Gemüther vorangeeilt ist. Wird nicht sogar die Institution der Jury, von vielen Leuten als eine drückende Last betrachtet? Man denkt häufig nur an die Langeweile, Andere zu richten, ohne den Vortheil zu berücksichtigen, dass man selbst nur von seinen Mitbürgern gerichtet werden kann. In Zeiten der Ruhe, wie diejenigen, in denen wir uns jetzt befinden, erscheint auch Vielen die National-Garde, fast nur als eine sehr drückende Last, und die Wahl der Offiziere als eine neue Störung. Wir haben gesunden Menschen-Verstand genug, um es einzusehen, und Muth genug, es auszusprechen: *Frankreich ist weniger liberal als seine Gesetze.* Wir sind Bürger durch das Gesetz; wir sind es nur sehr wenig durch uns selbst. Wir möchten viele Rechte, noch mehr, als wir bereits besitzen, aber unter der Bedingung, dass sie keine Last mit sich führten. Wir sind unersättlich an Freiheiten, aber an solchen Freiheiten, die unsern Geschäften, unsern Vergnügungen, unserer Ruhe keinen Abbruch thun. Wir haben so viel Wähler gemacht, als wir konnten, aber diese Wähler bleiben zu Hause, und geben sich nicht einmal die Mühe, sich in die Listen eintragen zu lassen. Das Gesetz ist dem öffentlichen Geiste voran geeilt. Man muss einige Zeit warten. Die Zeit wird vollbringen, was das Gesetz allein nicht zu Stande bringen kann. Diese momentane Abspannung wird vorübergehen, und unsere Gesetze werden bleiben. Ueberdem muss man gestehen, dass es das Wesen der Demokratie ist, leicht aufzuflammen und eben so leicht wieder zu erkalten. Die Demokratie hat heroische Augenblicke. Sie hat nicht, und wird niemals die Beharrlichkeit und Ausdauer haben, welche die Aristokratie charakterisiren.

SPANIEN.

Man kann sich noch nicht an den Gedanken gewöhnen, dass ein Paar Stimmen mehr oder weniger in einer Versammlung, die gewiss zu drei Viertheilen aus Personen besteht, deren politische und finanzielle Weisheit nicht weit her ist, über Treue und Glauben, über den Staatscredit Spaniens, und über das Geschick unzähliger Familien entscheiden sollen. So viel bis jetzt von der Berathung über die drei Finanzprojecte — den Torenoschen Plan und die zwei Commissionsvorschläge — bekannt geworden, lässt sich von *keiner* Beschlussnahme etwas Gutes erwarten. Der Minister will den Bankerott verstecken: er accordirt auf 50 pCt., verspricht die andere Hälfte bei besseren Umständen nachzuzahlen, trägt die Accordsumme auf neue Rechnung vor, und verlangt, dass ihm der gutmüthige Creditor noch Geld dazu vorschiesse, womit er ihm, so lange es nachhält, sein Guthaben verzinseu will. Die Mehrheit der Commission wirft sich in die Brust, will alles recht streng nehmen, appellirt an die Grundsätze, agnoscirt und annullirt in Bausch und Bogen, will zehnjährige Zinsen nachzahlen und weiss nicht einjährige aufzutreiben, ohne wieder zum Credit ihre Zuflucht zu nehmen, den sie doch todt zu schlagen sich nicht scheut. Die Minderheit der Commission denkt, wir verderben's mit Niemanden, wenn wir die ganze Schuld anerkennen und vor keiner noch so grossen Summe erschrecken — besonders da wir wohl wissen, dass anerkennen und verzinsen zweierlei, und zum Unmöglichen man nicht verpflichtet ist.

Die Rede des Grafen Toreno (vorläufig in Nr. 271 erwähnt, wo es bei der Schuld an das Haus Rothschild 74 Mill. Reale heissen muss, statt 64) ist nichts weniger als geeignet, einen Schimmer von Hoffnung auf das Dunkel des spanischen Finanzwirrwarrs zu werfen. Dies kann uns jedoch nicht entbinden, sie als einen unverwerflichen Beweis von dem im Ministerium vorherrschenden Schwanken der Begriffe, so wie von der Tiefe des bodenlosen Abgrundes, worin das spanische Schuldenwesen versenkt ist, in gedrängtem Auszuge mitzutheilen.

Toreno entschuldigt sich zuerst, dass er kein regelmässiges Budget eingebracht habe. Ungemein naiv bemerkt er: um ein Budget aufzustellen, müsse man erst die Kräfte des Staatsschatzes betrachten; da sich aber in dem Schatze weniger als nichts finde, nemlich ein starkes Defizit, so habe er damit anfangen müssen, diese Wunde aufzudecken. Sobald sie geheilt (oder auch nur verbunden!) sey, sollte es an einem ganz completten Budget nicht fehlen; das Dringende müsse vorgehen — zu den Formalitäten sey es immer Zeit. — Die Commission will nur 200 Mill. ausserordentlich bewilligen, statt der 400, die Toreno gefordert hatte. Er untersucht, ob die Posten, welche gestrichen worden, wirklich zu entbehren seyen und zeigt, dass wenigstens 100 Mill. davon gar nicht umgangen werden können. An diese Nachweisung schliesst sich das offenherzige Geständniss, wenn nicht vor Ende October Geld geschafft werde, müsse dss Defizit den furchtbarsten Grad erreichen. Dabei wird zu verstehen gegeben, man werde in diesem Fall die Armee nicht länger bezahlen können. »Um einem solchen Zustand auszuweichen, hat die Regierung

ein Anlehen vorgeschlagen. Die Commission will dazu nur im äussersten Fall geschritten wissen und meint, man solle dann den inländischen Kapitalisten den Vorzug geben. Ich kenne nur drei Arten, dem Schatz aufzuhelfen: Vermehrung der Auflagen, Verkauf der Nationalgüter, und Anleihen. Es wird kein Mitglied der Kammer behaupten wollen, dass wir auch nur 100 Mill. durch neue Taxen erheben könnten; der Versuch würde eine Aufregung hervorbringen, deren Folgen nicht zu berechnen wären. Die Nationalgüter, deren Werth überdem viel zu hoch angeschlagen wird, haben als Garantie der *innern Schuld* eine heilige Bestimmung. Aber angenommen, man wollte sie ausbieten, wo Käufer finden? Es bleibt nur übrig, das Geld was wir brauchen, borgweise aufzunehmen. Die Völker, wenn sie in Verlegenheit sind, machen jetzt Anleihen, wie sonst Eroberungen. Vormals zog man aus, um mit Gewalt zu erlangen, was einem fehlte: heutzutage werden die sanfteren Mittel vorgezogen. Die Frage, ob wir im Inland oder in der Fremde borgen sollen, ist eine untergeordne. Sobald die Kortes das abzuschliessende Anlehn bestimmt haben, nehmen wir die Vorschläge der Unternehmer an und entscheiden uns für die wenigst lästigen. — Angehend die fremde Schuld, so theilt solche die Commission in zwei Classen. Die Kortesanlehen sollen vorbehaltlich der Liquidation für gültig erklärt werden. Was heisst hier Liquidation? Soll sie nur auf die ursprünglichen Darleiher sich beziehen, so ist nichts einzuwenden. Wenn aber auf die dermaligen Inhaber der Schuldbriefe, so würde man dem Kredit dadurch einen tödtlichen Schlag versetzen. Das Guebhardsche Anlehen soll, nach dem Commissionsbericht, annullirt werden. Es ist wahr, dasselbe wurde von einer Insurrectionsbehörde abgeschlossen, aber der König hat es später sanctionirt. Täuschen wir uns nicht: die Regierung mag noch so mangelhaft gewesen seyn, Spanien hat ihr, obschon wider Willen, gehorcht. Auch anderwärts hat man stets die Schulden anerkannt, die in Zeiten der Unruhen gemacht worden waren. So hat Frankreich nach der Revolution von 1830 die Anlehen gutgeheissen, woraus die Kriegscontribution bestritten wurde; so wiess Ludwig XVIII. nach den 100 Tagen keine Forderung aus dieser Zeit zurück. Ueberdem gibt es Verhältnisse, wo die Klugheit Rücksichten gebietet. Die Franzosen sind am meisten bei der Frage von den Anleihen seit 1823 betheiligt. Der Commissionsvorschlag, wenn er angenommen würde, dürfte einen so erbitternden Eindruck machen, dass die französische Regierung sich für die Reclamationen unserer Gläubiger verwenden müsste. Wenn auch dadurch das gute Einverständniss nicht gestört würde, so könnte doch manche andere Unannehmlichkeit daraus erwachsen. Wir würden den Pariser Markt verlieren und den Londner nicht gewinnen, denn die englischen Kapitalisten würden sich sagen: «Spanien ist in einer Krisis; wenn die Partei, die heute herrscht, morgen unterliegt, werden die Sieger unsere Schuldbriefe nicht anerkennen." Kurz, der Plan der Commission ist tödtlich für den Kredit, benimmt der Regierung jedes Hülfsmittel, entzweit uns mit Frankreich (das doch bekanntlich durch keine chinesische Mauer von Spanien geschieden ist!), und sollte nach meiner Ueberzeugung gar nicht zur Abstimmung gebracht werden."

Man sieht, Toreno bestreitet den Vorschlag der Finanzcommission, ohne seinen eigenen zu vertheidigen. In der Sitzung vom 17. Sept. ist die Berathung nicht eben weiter vorgerückt. Der Kriegsminister erklärte mit grosser Offenheit, der Kampf in Navarra daure so lange, weil es an Geld fehle. Man habe den Sold der Truppen nicht erhöhen, ja nicht einmal, wie herkömmlich, einen Monat voraus zahlen können. Folgende Notizen sind neu und interessant: «Die spanische Armee ist in drei Korps getheilt; eins in den insurgirten Provinzen, das zweite in Castilien und Aragonien, das dritte versieht den Dienst von Barzelona bis Corunna, von Cadix bis Madrid. Man wundert sich, dass der Krieg fordauert, aber man denke nur an die Vendee, an Calabrien, an Spanien zu Napoleon's Zeit, und man wird aufhören, sich zu wundern. Merino hat mit 40 Mann 1500 brave Soldaten im Athem gehalten. Man beschwert sich, dass die 40,000 Mann in Navarra keine Verstärkung erhalten. Wer darüber zürnt, weiss wohl nicht, dass man keine Truppen ohne Geld ausrüsten kann, und dass wir kein Geld haben. Ein Krieg mit Rebellen erfordert, dass man alle Punkte besetzt halte; dazu ist viele Mannschaft erforderlich, und die kann man nicht auf den Beinen halten, wenn die Kassen leer sind."

Nicolo Paganini und Jules Janin.

(Zweiter Artikel).

Unter der Aufschrift «Paganini und die Armen zu St. Etienne" gibt das Feuilleton der «Debats" vom 22. Sept. Janin's Duplick. Sie ist folgenden Inhalts:

«Wir haben ein Schreiben von Hrn. Paganini erhalten. Er entschuldigt sich, indem er anführt, er sey krank, wolle abreisen, und habe schon zwei Concerte für die Armen gegeben. Seine Antwort würde anders gelautet haben, wenn man ihm Zehn Louisd'or für den Bogenstrich geboten hätte. So weit sind wir nun mit ihm. Alle Schritte waren fruchtlos. Man hat ihn durch verständige und wohlwollende Leute aller Art ansprechen lassen; man hat zuerst im Namen einer ganzen Masse unglücklicher Arbeiter mit ihm unterhandelt; man hat dann auch seine Ehre, seinen Künstlerruf, ja selbst sein Geldinteresse ins Spiel gebracht; es half alles nichts; er blieb taub und setzte den dringendsten Vorstellungen nur das grässlich-alberne Lächeln entgegen, das auf seinem Gesicht stenographirt ist. — Nein, Paganini ist kein wahrer Künstler! Der Künstler ist von Natur uneigennützig. Er gibt Leben, Seele,

Vermögen, Talent hin, ohne zu rechnen. Er lebt dem Zufall, nicht dem Wuchergeist, dem Ruhm, nicht der Erwerblust. Die armen Teufel von Genies sind verschwenderisch mit ihren Schätzen: Geist, Farbe, Ton, Form, Poesie — sie beglücken damit und finden sich nur wohl, wenn sie Andere vergnügen können. Darum dürfen wir Paganini'n wiederholen, dass er nicht werth, ein Künstler zu seyn, weil er kein Künstlerherz hat. Wir sprechen hier im Namen einer Stadt voll Arbeitern, die im ganzen Jahr mit der mühsamsten Anstrengung nicht so viel erringen, als der Mensch allein. Und mir will bedünken, der Mensch hat nicht einmal das Recht, so viel Geld aus Frankreich mit weg zu nehmen, so lange es unter uns noch so viel Dürftige gibt, die Unterstützung verdienen. Das Geld, was der Mensch mit fortnimmt, ist das aller unnützeste (am wenigsten gut angewendete). Vergebens würde der Mensch behaupten, er sey ein Handelsmann, wie ein andrer; ein Handwerker wie ein andrer. Es gibt keinen Handel, der bei so wenig Wagniss so viel abwirft; es gibt keine Handarbeit, ja keine geistige Schöpfung, die so bezahlt wird. Der Mensch mag sich sträuben wie er will, er ist kein Kaufmann, er ist ein Künstler, und sollte sich den Bedingungen eines Künstlerlebens fügen. Und welcher Künstler, den man empfangen hätte, wie den Menschen, würde je geweigert haben, zum Abschied etwas für die Armen zu thun? Es beruht diese Erwartung auf einem stillschweigenden Vertrage zwischen dem Reichen und dem Künstler. Der Reiche bringt dem Künstler sein Gold: er fühlt wohl im Innern, dass er schweres Unrecht thut, wenn er die Tänzerin und den Geiger verschwenderisch zahlt und den Armen darben lässt. Aber sein Gewissen beruhigt sich in dem Gedanken: Du hast's ja mit einem Künstler zu thun; — der wird schon dein Geld unter die Leute bringen und den Dürftigen nicht vergessen. Ueberdem ist nicht Herkommen und Gebrauch so gut wie ein Gesetz? Welcher grosse französische Künstler war nicht gastfrei mit seinem Talent? Wann hat sich Talma geweigert, seinen reichen Beitrag zur englischen Armentaxe zu geben? Wann lehnte es Baillot ab, sich für fremde Noth hören zu lassen? Man erzählt in dieser Beziehung Wunderdinge von Madame Catalani; — die hat nicht ihre Wohlthaten gezählt, um einen Vorwand zu finden, eine neue abzuschlagen. Madame Malibran gab ohnlängst ein Concert für die Armen, wobei sie ganz allein wirkte. Mit welchem Recht will der Mensch eine Ausnahme von allen Künstlern ansprechen? Etwa weil er mehr Talent hat? Aber ist er nicht auch zwanzigmal besser bezahlt worden? Weil er aber doch so versteinert ist in seinem elenden Geldegoismus, so muss ich mir das Vergnügen machen, ihm laut zuzurufen, dass in Paris kein überzähliger Schauspieler, kein pensionirter Comparse kein Lampenanzünder ist, der nicht eine solche Verhärtung mit Abscheu und Verachtung sähe.

Aber warum noch ein Wort an den Menschen verlieren! Der Mensch will nicht zum Besten von St. Etienne seine Geige aufnehmen, weil er schon *zweimal* für die Armen gespielt hat. Desto schlimmer für den Menschen. Die Arbeiter zu St. Etienne wollen keine erbettelten Almosen. Muss gestorben seyn, so werden sie sterben, aber die Knie werden sie nicht beugen vor dem bleichen Cadaver, der sie nur angrinzen würde. Der Mensch kommt vielleicht auf seinem Weg durch eine einsame Berggegend: er wird einen braven Arbeiter noch finden, der ihn auf den rechten Pfad führt; — er steigt wohl einmal in eine Grube, und wird durch die unterirdischen Gänge geleitet; — aber keine Hand wird sich ausstrecken, um etwas von ihm anzunehmen. Er hat ein Almosen verweigert, — jetzt würde man es ihm ins Gesicht werfen. Man hat *ihn* vergebens gebeten — jetzt würde *er* vergebens bitten. Und wollte er heute für die Armen spielen, man müsste ihm antworten: « Du bist's nicht werth, du hast kein Künstlerherz, keine Künstlerseele." Noch länger in den Italiener dringen, hiesse Frankreich entehren. Haben wir denn nicht selbst grosse Künstler? Ich bitte euch um Verzeihung, ihr braven und doch unglücklichen Arbeiter zu St. Etienne, ich bitte euch um Verzeihung, dem Hrn. Paganini von eurem Schmerz etwas gesagt zu haben. Als wenn wir nicht Künstler zu Paris hätten, deren Namen einen guten Klang haben! Als wenn nicht die Taglioni, diese italienische Pariserin, Fanny Elsler, diese deutsche Pariserin, Baillot, dieser europäische Virtuose, — und wie viele andere noch unsern bedrängten Mitbürgern zu Hülfe kommen könnten! —

Möge unsere Verwünschung in Erfüllung gehen! Hr. Paganini mag abreisen, beladen mit der öffentlichen Geringschätzung; unterwegs soll sein Mammon möglichst geschont werden; die Wirthe sollen ihn billig behandeln, die Eilwagen ihn, wie ein Kind unter sieben Jahren, für den halben Preiss aufnehmen, die Postillone ihm kein Trinkgeld abfordern. Wir wünschen ihm glückliche Reise! Aber dass nur Niemand ihn zu sehen oder zu hören verlange! dass seine Geige, die nur tönt, wenn sie voll Gold, verflucht sey und zum Erstummen verdammt! dass nur der Mensch unbemerkt durchkomme, unbemerkter, als der geringste Hausirer. Das soll seine Strafe seyn. Um des Geldes willen hat er gesündigt, am Geld soll er büssen. Dieser Verwünschung wird er nicht entgehen. Seht ihn, wie er die Violine aus dem Kasten hervorhohlt — wie im selben Augenblick Alles flieht. Er geigt und man verstopft sich die Ohren. Selbst die jungen Mädchen, die unter der Ulme tanzen, hören lieber den blinden Spielmann, als den bleichen Italiener. Das kommt daher, weil Paganini's Violine nirgends mehr tönen kann, ohne dass man an die Thränen denkt, die ihr Meister nicht trocknen wollte, an die Leiden, die zu sänftigen er verschmäht hat."

Redacteur Dr. Goldmann.